

DEBATTEN

„Sie wollte nicht mehr leben“

Die Autorin Martina Rosenberg, 49, über ihr Buch „Mutter, wann stirbst du endlich?“ (Verlag Blanvalet)

SPIEGEL: Der Titel Ihres Buchs dürfte der brutalste dieser Saison sein. Wollten Sie damit provozieren?

Rosenberg: Der Titel ist nur dann brutal, wenn man der Autorin unterstellt, dass sie so etwas denkt, um sich selbst besser zu fühlen. Aber mir ging es vor allem um meine Mutter. Sie war demenz, hat gelitten, es war von ihr nichts mehr da außer einer Hülle, sie wollte ganz offensichtlich nicht mehr leben. Von ihrem Leiden war ich so getroffen, dass ich ihren Todeswunsch selbst übernommen habe.

SPIEGEL: Sie sind mit Ihrem Mann und Ihrer Tochter bei Ihren Eltern eingezogen. Wie hat sich die Erkrankung Ihrer Mutter auf Ihre Familie ausgewirkt?

Rosenberg: Die ersten Jahre waren gut. Aber dann kam die Demenz meiner Mutter, mein Vater wurde auch zum Pflegefall. In unserer Gesellschaft gibt es die Vorstellung, dass die Pflege Aufgabe der Tochter sei. Aber diese Idee ist mit der Realität nicht zu vereinbaren. In Deutschland sind über 70 Pro-



Rosenberg

CLEMENS FERSCHE

zent der Frauen erwerbstätig, viele haben Kinder, um die sie sich kümmern. Ich dachte am Anfang selbst, ich könne alles schaffen, und litt am Ende unter Tinnitus und schweren Schlafstörungen.

SPIEGEL: Als Ihre Mutter an einer Lungenentzündung erkrankte, mussten Sie gegen den Arzt durchsetzen, dass er auf lebensverlängernde Maßnahmen verzichtet. Lässt die Gesellschaft den Tod nicht mehr zu?

Rosenberg: Ja, vor allem die deutsche. Hier gibt es einen enormen moralischen Druck, und Ärzte sind gesetzlich dazu verpflichtet, alles zu tun, um Patienten am Leben zu lassen.



Tocotronic

POP

Die Staatsdichter

Es beginnt mit dem großen Grusel. „Ich bin jetzt alt / Bald bin ich kalt“, singt Dirk von Lowtzow, 41, in „Im Keller“, dem Auftaktsong des neuen Tocotronic-Albums,

es „wartet schon der Lohn“. Ein Homunkulus nämlich, eine neue Version des Sängers, die ihn ersetzen wird, „wenn man ihr Liebe schenkt“ und „sie nicht er-

KINO IN KÜRZE

„Frankenweenie“ ist ein Hund, dem der Schwanz abfällt, wenn er zu heftig wedelt. Der Hund war nämlich schon einmal tot, bevor er von dem amerikanischen Teenager Victor Frankenstein wieder zusammengenäht

und mit elektrischer Energie reanimiert wurde. In seinem Puppenspiel-Animationsfilm erzählt Tim Burton eine der populärsten Geschichten des Kinos neu, nur dass Frankensteins Monster diesmal schnüffelt, leckt und brav apportiert. Eine liebevolle Hommage an das Genre des Horrorfilms, voller Aberwitz und bizarrer Einfälle, für jüngere Kinder vielleicht ab und zu etwas zu düster.



DISNEY



JOCHIM ZIMMERMANN

tränkt“. Dass das Haar des Tocotronic-Sängers ergraut, ist unübersehbar. Doch die Todesbilder und Selbstauflösungsphantasien des Albums nehmen sich schon sehr arg aus.

Ende dieser Woche kommt „Wie wir leben wollen“ heraus, die Erwartungen sind hoch. Es ist das rätselhafteste Werk einer Band, die bisher einigermaßen berechenbar erschien, weil sich die Musiker mit

eher subkulturtypischen Fragen beschäftigten – nämlich wo, mit wem und wie sie eben nicht leben wollen. Wollen sie nun also am liebsten gar nicht leben, und wenn es nicht anders geht, wie im ersten Song, dann nur als Duplikat? Als die Band Tocotronic 1993 in Hamburg auftauchte, war das ein Trio lustiger, manchmal larmoyanter Studenten mit dem Talent zum genialen One-Liner. „Ich möchte Teil einer Jugendbewegung sein“, „Die Idee ist gut, doch die Welt noch nicht bereit“, „Über Sex kann man nur auf Englisch singen“. Sie wurden neben Rammstein zur prägenden deutschen Rockband und sind doch der totale Gegenentwurf: ostdeutsch die einen, westdeutsch die anderen, harte Männer gegen weiche Jungs, und dennoch verkörpern beide das, was heute Rock in Deutschland ist: eine Absage an die Authentizität einer vermeintlich mit sich selbst identischen Vorgängergeneration der Westernhagens und Grönemeyers. Doch mit der Verweigerungshaltung der vergangenen Jahre, in denen sie Slogans verbreiteten wie „Aber hier leben, nein danke“, „Sag alles ab“ und „Macht es nicht selbst“, scheint es vorbei zu sein, und fast klingen die Texte dieses nun zehnten Albums so, als ob sich die Band auf der Flucht vor ihrem alten Selbst verlaufen hätte, obwohl es musikalisch in seiner melancholischen Indie-Poppigkeit bezaubern kann. Aber was sucht Lowtzwow auf der dunklen Seite des Lebens eigentlich genau? Geht es durch die Nacht zum Licht? Ist es ein Scherz, dass die Revolution den Tod abschaffen werde? Oder eine Perspektive? Kann es beides sein? Oft sind Tocotronic von Fans und Kritikern auf das Podest der Indierock-Staatsdichter gehoben worden, viel fehlt jetzt nicht mehr.



Penn in „Gangster Squad“

EVERETT COLLECTION / ACTION PRESS

HOLLYWOOD

Blutige Kostümparty

Ein Massaker mit Maschinenpistolen in einem Kinosaal – das war ursprünglich eine der Schlüsselszenen von „Gangster Squad“, einem neuen Hollywood-Thriller mit Ryan Gosling und Josh Brolin. Geplanter Filmstart: September 2012. Doch dann tötete im Sommer ein Amokläufer in einem US-Kino zwölf Menschen, und Warner Bros., das Studio hinter „Gangster Squad“, fürchtete ein PR-Desaster. Der Filmstart wurde verschoben und die heikle Sequenz herausgeschnitten. Diese Woche kommt die aktualisierte Fassung – es kracht jetzt in der Chinatown von Los Angeles – in die deutschen Kinos. Der Film zeigt den Kampf von Polizisten im Jahr 1949 gegen den legendären Mafioso Mickey Cohen, gespielt von einem unbeholfen grimassierenden Sean Penn. Regisseur Ruben Fleischer, der sein Talent für krude Gewaltexzesse mit der Horrorkomödie „Zombieland“ (2009) bewiesen hatte, ist mit diesem Stoff überfordert. „Gangster Squad“ sei weniger ein Film als „eine Kostümparty, die Amok läuft“, höhnte die „New York Times“.

LITERATUR

Dr. Freud, ratlos

Im Spätsommer 1937 reist der 17-jährige Franz Huchel aus dem Salzkammergut mit der Bahn nach Wien. Er ist so überwältigt von der großen Stadt, dass er sich an einem Laternenpfahl vor dem Westbahnhof festhalten muss. Franz tritt eine Stelle als Lehrling bei einem Trafikanten an, wie die Betreiber von Kiosken in Österreich genannt werden. Am Anfang besteht die Aufgabe des neuen Lehrlingen darin, auf einem Hocker neben der Eingangstür zu sitzen, sich ruhig zu verhalten und Zeitung zu lesen. „Die Zeitungslektüre nämlich sei überhaupt das einzig

Wichtige, das einzig Bedeutsame und Relevante am Trafikantendasein; keine Zeitungen zu lesen hieße ja auch, kein Trafikant zu sein, wenn nicht gar: kein Mensch zu sein.“ So beginnt Franz Huchels Menschwerdung. Sie wird nicht gut enden, denn sie fällt in die falsche Zeit, in die Zeit der Machtübernahme der Nazis in Österreich. Vorher aber noch macht Franz die Bekanntheit des „Deppendoktors“, denn die Trafik liegt in der Nähe der Berggasse, und Sigmund Freud kauft hier regelmäßig seine Zeitung und seine Zigarren. Hartnäckig heftet sich Franz an die Fersen des

berühmten Mannes, denn er hofft, von ihm ein paar Weisheiten zu erfahren im Umgang mit den Mädels. Aber der alte Freud erweist sich als ähnlich ratlos wie der junge Franz. Mit großer Leichtigkeit erzählt Robert Seethaler, 46, wie Belesenheit und wachsende Klugheit das Leben zwar reicher, aber auch komplizierter machen. Und dass, wer einmal anfängt nachzudenken, die Augen nicht mehr verschließen kann vor dem, was er begreift. Gleichzeitig gelingt dem österreichischen Autor das Kunststück, seine Leser nach der Lektüre des Romans beschwingt zurückzulassen.



Robert Seethaler
Der Trafikant

Verlag Kein und Aber, Zürich;
256 Seiten;
19,90 Euro.